

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 11

Artikel: Mark Twain findet seine Frau : die Geschichte eines Zufalls
Autor: Hayek, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mark Twain

findet seine Frau

Die Geschichte eines Zufalls Von Max Hayek

Am 8. Juni des Jahres 1867, um 2 Uhr nachmittags, verließ die „Quaker City“, ein Schraubendampfer von 1800 Tonnen, der Hilfssegel mittrug, bei schlechtem Wetter den Hafen von New York. Auf dem Schiffe befanden sich 67 Passagiere, die eine „Holy Land Excursion“ unternehmen wollten, einen Ausflug nach dem heiligen Lande, und unter ihnen war auch der damals 32jährige Schriftsteller Samuel Langhorne Clemens, der später unter dem Namen Mark Twain so berühmt werden sollte. Er hatte sich dem Kapitän der „Quaker City“, Charles S. Duncan, zunächst als Baptistenprediger vorgestellt, in Wahrheit aber die Reise als Berichterstatter der San Franciscoer Tageszeitung „Alta California“ mitgemacht. Was er auf dieser Reise, die ihn bis nach Aegypten führen sollte, sah, hörte und erlebte, das schilderte er in 52 Briefen, die später als Buch erschienen und unter dem Titel „The Innocents abroad“, etwa „Die Ahnungslosen in der Fremde“ seinen Ruf begründeten. „The Innocents abroad“ galten damals in der vergnüglichen Art, wie sie erzählten, und durch den köstlichen Humor, der sie auszeichnete, sogar als „the world's most delightful book of travel“, „der Welt entzückendstes Reisebuch“.

Nun, an Bord der „Quaker City“ befand sich auch ein junger Mann namens Charley J. Langdon, Sohn eines reichen Kohlengrubenbesitzers aus Elmira im Staate New York. Dieser Charley J. Langdon hatte in seiner Kajüte, die neben derjenigen Twains gelegen war, das Bildnis eines Mädchens an die Wand getan, eine Miniatur, auf Elfenbein gemalt, zarte, freundliche Züge eines edlen Geschöpfes. Wenn Twain in die Kajüte seines Nachbarn trat — und dies kam öfters vor — dann sah er diese Miniatur, die klare

Schönheit dieses Mädchengesichtes — und es übte eine immer mächtigere Wirkung auf ihn.

„Wen stellt dieses Bildnis dar?“ fragte er den jungen Charley J. Langdon eines Tages, als die „Quaker City“ in der Bai von Smyrna vor Anker lag.

„Das ist meine Schwester Olivia!“ sagte Charley.

„Sie müssen mich Ihrer Schwester vorstellen, wenn wir zu Hause sind!“ meinte Twain, der zu dem Urbild dieser Miniatur schon so etwas wie eine Neigung gefaßt hatte oder doch jedenfalls von jenem rätselhaften Gefühl ergriffen war, das wir eine erwachende Liebe nennen.

Die „Quaker City“ kehrte am 19. November 1867 wohlbehalten in den Hafen von New York zurück, und Charley J. Langdon führte Twain, dessen feinen, humorigen Geist er während der Fahrt zu bewundern oft Gelegenheit gehabt hatte, bei seiner Familie ein. Man speiste zwei Tage vor Weihnachten im St. Nicholas Hotel an der Westseite des Broadway zusammen — und Twain sah nun das Mädchen leibhaftig vor sich, dessen Züge ihm seit Monaten so vertraut waren. Und wenn schon der farbige Schein der Malerei genügt hatte, um ihn mit süßen und banger Gefühlen an Olivia Langdon denken zu machen, so



erfuhr er nun, da er die Lieblichkeit dieser Mädchenblüte erkennen durfte, das immer neue und heilige Wunder der Liebe.

Er wußte es nach jenen Stunden, daß er seinem Schicksale begegnet war, daß er seine Frau gefunden hatte.

„Ich sollte mit dem nächsten Zuge davonfahren!“ sagte er noch am gleichen Tage düster zu dem jungen Charley. „Ich bin verliebt!“ „Was sind Sie?“ fragte der ahnungslose Charley. „Ich bin in Ihre Schwester verliebt“, — antwortete Twain, „und sollte darum fort von hier!“

Wirklich bestieg Twain den Wagen, der ihn zum Bahnhof führen sollte — doch kam er dabei so unglücklich zu Fall, daß man ihn aufheben und ins Wohnzimmer zurückgeleiten mußte, wo man ihn in einen Lehnstuhl bettete, betreute und bis auf weiteres als kranken Gast im Hause behielt.

Nun, wenn es schon wunderbar ist, daß ein Mann auf Grund eines kleinen Bildnisses eine tiefe Neigung zu einem Mädchen faßt, so ist es nicht weniger wunderbar, wenn diese Neigung sodann, als der Mann das Urbild dieser Malerei erblickt, seine Empfindungen ermutigt sieht und von einer lebensbestimmenden, entscheidenden Liebe zu diesem Mädchen ergriffen wird. Der Fall vom Wagen — eine unwillkürliche Protesthandlung des Körpers, möchte man meinen, denn dieser Mann will eben nicht fort, was sich aus seiner psychologischen Verfassung ergibt —: auch dieser Fall könnte als ein wirklicher „Zu-Fall“ betrachtet werden, als eines jener unerschöpflichen Requisiten aus dem Fundus des geistreichsten aller Regisseure, als den wir das Leben selbst kennen gelernt haben. Denn diese beiden für einander bestimmten jungen Menschen sollten einander wirklich zugeführt werden: und wir haben nun gesehen, wie der genannte Regisseur Leben dabei zu Werke ging.

*

Mark Twain genas, er verbrachte überglückliche Tage im Kreise der Familie Langdon, er gewann die Liebe Olivias, die Verlobung wurde am 4. Februar 1869 gefeiert: am 2. Februar 1870 waren die beiden Mann und Frau.

Der Vater Jervis Langdon schenkte ihnen ein

Haus — und so waren die glänzendsten äußeren Bedingungen für eine gelingende Ehe geschaffen, die voll eines tiefen, reichen Glückes werden sollte.

Bier Kinder wurden dem Paare geschenkt, ein Söhnchen, Langdon Twain, das aber in früher Kindheit starb — und drei Töchter: Susie, Clara und Jean. Clara war die einzige, die den Vater überlebte. Twain mußte Susie, seine Frau und endlich Jean sterben sehen — und die Dokumente aus jener Zeit bezeugen uns, wie sehr die Seele dieses großen Schriftstellers, den die Welt vor allem um seines Humors willen liebte, durch die schmerzvollen Prüfungen, die das Geschick ihm auferlegt hatte, verdüstert worden war. Er wollte nicht länger leben. Ihn verlangte nach „Livy“, wie er seine Frau Olivia zu nennen pflegte, er fühlte sich arm und verlassen. Der Ruhm, der Wohlstand, den er erworben, die Verehrung, die ihm alle Welt entgegenbrachte: sie vermochten ihm jene wunderbare Frau und seine lieben Kinder nicht zu ersetzen. Und seine Aufzeichnungen aus jener Zeit sind voll bitterer Weisheit. „Wer lange genug gelebt hat, um zu wissen, was das Leben wert ist, weiß auch, welche Summe von Dankbarkeit wir Adam schulden, diesem ersten Wohltäter der Menschheit. Denn er war es, der den Tod auf unsere Erde gebracht hat.“ „Alle Welt sagt: „Wie hart ist es doch, sterben zu müssen! Diese Klage ist sonderbar im Munde von Leuten, die leben müssen!“ „Mein Leben ist bitter, aber ich bin zufrieden. Denn es wurde mit der kostbarsten Gabe bereichert — mit der Gabe, die alle anderen Gaben gering und arm macht —: mit dem Tode. Ich habe niemals einen erlösten Freund ins Leben zurückgewünscht, seit ich Mann geworden war. Ich fühlte dies auch, als Susie hinging und später meine Frau und später Mrs. Rogers (Jean).“ Solche Melancholien, aus der Verzweiflung eines einsamen geboren, sind es, die dieser größte Humorist Amerikas damals niederschreibt.

*

Als am Abend des 5. Juli 1904 Frau Olivia in einem oberen Raum des Hauses zu Hartford in Connecticut auf den Tod krank zu Bette lag, hatte Twain etwas getan, was er selten zu tun

pflegte: er hatte sich in einem unteren Zimmer ans Klavier gesetzt, um geistliche Lieder zu singen, alte, fromme Gesänge, wie „Swing Low, Sweet Chariot!“ und „My Mord calls me“. Seine Tochter Jean war eingetreten, um zuzuhören. Twain wollte unterbrechen, aber Jean bat ihn, weiterzusingen.

Indessen hatte die Kranke oben das Spiel und den Gesang Twains vernommen. „Er singt mir einen Gute-Nacht-Gesang!“ sagte sie zu ihrer Pflegerin Katie.

Die Musik hörte aber dann plötzlich auf — und einen Augenblick später wollte die Kranke sich aufsetzen. Im gleichen Augenblick — und noch ehe Frau Olivia ein Wort äußern konnte — war ihre Seele entflohen.

Mark Twain trat ein, um Gute Nacht zu sagen. Er sah eine kleine Gruppe um das Bett herumstehen. Clara und Jean schienen betäubt. Twain ging zum Bette, beugte sich nieder und blickte seiner Frau ins Gesicht, überrascht, daß sie ihn nicht gegrüßt hatte. Er begriff noch nicht, was geschehen war. Bis er eine seiner Töchter fragen hörte: „Katie — ist es wahr? O Katie — ist es wahr?“

Da begriff er, daß sie dahin war.

„Um ein Viertel nach neun Uhr abends“, schrieb er an einen Freund, „ging sie, die das Leben meines Lebens war, in die Erlösung und in den Frieden des Todes ein — nach 22 Mona-

ten eines ungerechten und unverdienten Leidens. Ich sah sie vor 37 Jahren zum ersten Male — und nun sah ich zum letzten Mal in ihr Gesicht. O, wie unerwartet!“ „Die ganze Nacht und den ganzen Tag nahm sie keine Kenntnis von meinen Liebkosungen — es war seltsam!“ Und er pries ihre jugendliche Schönheit, die sie im Tode noch auszeichnete, ihr dunkles Haar, in dem sich kein graues fand, obgleich Olivia 59 Jahre alt geworden war. Und er sagte endlich das schönste Wort, das ein Mann von einer Frau sagen kann: „Wo sie war, war Eden!“

Die Inschrift auf dem Steine, den er seiner Frau aufs Grab setzen ließ, war in deutscher Sprache abgefaßt und lautete:

Gott sei dir gnädig, o meine Wonne!

*

Schopenhauer schrieb in seiner berühmten „Transzendenten Spekulation über die scheinbare Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen“, „daß schon bei der Geburt des Menschen sein ganzer Lebenslauf bis ins Einzelne unwiderruflich bestimmt erscheint, so daß eine Somnambule in höchster Potenz ihn genau vorherzusagen könnte.“

Wenn man das Geschehnis, von dem hier berichtet wurde, unter dem Gedanken einer solchen „Bestimmung“ betrachtet, könnte man glauben: der Philosoph habe mit seiner Ansicht recht.

ERSCHTI *LIEBI*

Chunntsch mer vor, aß wie-n-es Märli,
will di sueche — mueß di g'feh!
Blondi Zupfe — roti Backe —
blaui Auge, wie-n-e See . . .

Do, im Härz, ganz tief drin inne
macht's e hälle, fyne Schlag —
lys chunnt öppis an mi aane,
wo mi weich schtimmt — wo mi mag. —

Und i g'feh der tief in d'Auge,
lueg di lang und glücklich a — —
Juchzge möcht i. 's goht nit anderscht:
Chumm, de mueßch es Schmützli ha!

H. B.